

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 21 (1937)
Heft: 9-10

Artikel: Einschätzen, anfordern, auflockern, durchtelephonieren
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einschäzen, anfordern, auflockern, durchtelephonieren.

Was will es bedeuten, daß diese vier Wörter hier in eine Reihe gestellt sind? Haben sie etwas miteinander gemein? — Ja, zweierlei sogar! Erstens sind es Modewörter, auf einmal ungebührlich oft gebraucht und wahrscheinlich dazu verurteilt, nach einiger Zeit wieder in die Reihe zurückzutreten. Und zweitens sieht jeder sogleich: sie enthalten alle eine Vorstufe, von der nicht ohne weiteres ersichtlich ist, wozu sie da ist. Und eben die Vorstufe hat sie zum Modewort gemacht.

Schon nicht mehr ganz jung ist einschäzen. „Ich schäze ihn nicht sehr hoch ein“ — „es kommt drauf an, wie man die Romantik einschätzt“. Ehedem schrieb man einfach schäzen. Dann kam als großer Fortschritt die Selbst einschätzung in den Steuergesetzen. Auch da hätte es genügt, wenn man geschäzt hätte, wenigstens kam Doktor Martin Luther damit aus, als er den Bericht über die berühmteste Steuereinschätzung der Weltgeschichte, Lukas Kap. 2, verdeutschte: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschäzt würde, und diese Schätzung war die allererste, und jedermann ging, daß er sich schäzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, auf daß er sich schäzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe.“ Weshalb heißt es nun heute einschäzen? *) Nicht ganz und gar ohne Grund. Dem Beamten am Pult oder grünen Tisch lag ein Buch vor mit einer langen, langen Liste von Namen, und hinter jedem Namen hatte er die Zahl, die dem Bürger bei der Schätzung zukam, einzutragen, immer wieder die noch bestehenden Lücken auszufüllen, indem er die durch die Schätzung ermittelte Zahl einzetzte, einen nach dem andern von seinen Mitbürgern in sein Buch eintrug, bis sie schließlich alle eingeschäzt waren. Die Vorstellung des Buches, des Verzeichnisses, machte dann in der Amtssprache die Schätzung zur Einschätzung, ein sprachlicher Vorgang, der vielen andern gleicht.

Lassen wir dem Beamten diesen seinen Vogel, er muß auch seine Freude haben; sein mühsames Geschäft bringt ihm nicht lauter Vorteil. Zum Beispiel: sein Tisch ist mit braunem, seit längerer Zeit grünem, grobem Wollstoff bedeckt, und gleich spotten die Leute über diesen seinen grünen Tisch, als ob er etwas dafür könnte. Auf französisch heißt die Art Stoff — man kann an eine Kapuzinerkutte denken — bure, der Zahltisch bekam davon den Namen bureau, und siehe da: jetzt nennt man den wackern Diener des Staates oder der Gemeinde einen Bureaukraten. Also plagen wir ihn nicht auch noch mit Beanstandung seiner Einschätzung! Und wenn nun eine fortgeschrittene Verwaltungskunst dem Bürger die Schätzung überträgt, die bereits zur Einschätzung geworden ist, so ist es zu verstehen, daß auch der Bürger fortan statt schäzen einschäzen sagt, wenn er sich mit seinesgleichen über diese weithin unbeliebte Angelegenheit unterhält.

Zu beanstanden aber gibt es hier doch etwas: weshalb muß nun durch dick und dünn drauflos eingeschäzt werden?

*) So sagt im Bestreben, „modern“ zu sein, auch die neue Zürcher Bibelübersetzung: „Es begab sich aber in jenen Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl erging, daß der ganze Erdkreis sich einschäzen lassen sollte.“

den, auch wo von keinem Steuerrodel die Rede ist? Weshalb fragt man: „Wie schäzen Sie diese Neuerung ein (Was halten Sie von der Neuerung)? In weiten Kreisen der Fraktion wird der neue Minister anders eingeschäzt (beurteilt). Man weiß das nicht geziemend einzuschäzen (schäzen oder bewerten)? Alle solche Modewörter haben das Streben, andere Wörter zu verdrängen und eine gewisse Verödung und Schablonenhaftigkeit des Stils zu fördern. Immer auch bedeuten sie, zumal wenn sie unnötig mit einem Vorwort beladen sind, wie einschäzen und das auch nicht immer nötige einsparen, eine Verbreiterung und Spreizung des Ausdrucks. Guter Geschmack meidet derartige Geichwülste am Leib des Satzes.

Das alles gilt auch von dem jetzt stark in Mode gekommenen anfordern. Das Wort sagt nichts anderes als das einfache fordern. Aufgekommen ist es ganz sicher nicht in der Schweiz und höchst wahrscheinlich im militärischen Bereich. Mit dem an will man anzeigen, andeuten, anordnen, daß man das Geforderte herbeigeschafft haben will. Man wird nimmer geistige oder überhaupt ungreifbare Dinge anfordern, sondern immer greifbare, zum mindesten sichtbare Ware. Angefordert werden Munition, Feuerwehrgerät, Gasmasken, Zelte, Fieberthermometer, Bettdecken, Eisenbahnschienen, weiterhin wohl auch Reiterei, Artillerie, Polizeimannschaften, Kompanien, vielleicht auch Bibliotheken, Lestoff aller Art, — jedenfalls immer etwas, was man kommen lassen, verladen, verschicken kann. Und immer wird es dabei ein wenig stramm oder scharf zugehen. Bei dem an sieht man im Geiste eine zur Erde weisende Hand mit straff ausgestrecktem Zeigefinger. (Vergleiche auch abköcken für einfaches kochen!). Unnötig ist das alles, unnötig prozig und pafig und pückt. Selbst etwas so ungemütlich Kasselndes wie eine Feuerspritze oder schwere Artillerie läßt sich ruhig fordern. Wie viel eher Sanitätsmaterial, eine Lötlampe, eine Saugpumpe. Ist nicht bei den Leuten, die alles gleich anfordern, oft Wichtigtuerei und Soldatisspielerei beteiligt? Ist es nicht zuweilen auch überflüssig unfreundlich, ja verleidend, anfordern zu sagen? Und wiederum wirkt es verwirrend auf den Stil, wenn statt eines Satzes mit kommen lassen, herbeischaffen, nachfragen, erbitten, ersuchen, anordnen, immer nur wieder ein solcher mit anfordern gebildet wird. Wir hatten das Wort vor dem Weltkrieg nicht, drum wäre es auch jetzt entbehrlich. Ich werde es nie brauchen, und würde ich selbst General.

Jetzt aber ein ganz unverschämter Geselle: auflockern. Unverschämt deswegen, weil er sich überall breitmacht. Kein Zeitungsaufsatzz mehr, kein Jahresbericht, keine Kantonsratsitzung, keine Philosophie, Ethik, Pädagogik und wie all die schönen Wissenschaften heißen, ohne Auflockerung. Die Armgelösegabe, die Truppenordnung, die Ehe, das Konzertprogramm, die Speisenfolge, der Eisenbahntarif, das geistige Leben, die Folgerichtigkeit des Denkens, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, alles und alles wird aufgelockert oder muß es noch werden. Lockern tätte, wo wirklich Lockerung am Platz ist, den Dienst vollauf. Selbst das Erdreich, bei dessen Bearbeitung man wohl zuerst von Auflösung gesprochen hat, und die hartgelegene Rosshaarmatratze könnten einfach gelockert werden, wie sie es früher wurden, des Auflöserns bedürfte es auch hier nicht. Und vollends für Aenderung oder Milderung eines Gesetzes, einer Verordnung, Abschaltung eines Grundsatzes, Eileichterung eines Dienstes, Milderung eines Ver-

jahreng (einer „Praxis“), Erweichung von Begriffen, bei Verfassungen, Grundsätzen, Wissensgebieten, Einteilungen, Lebensanschauungen, gottesdienstlichen Formen und dogmatischen Ueberlieferungen, überall ließe sich doch statt des heute beliebten Allerweltswortes auch jetzt noch das sich natürlich einstellende Eigenwort verwenden.

Noch hab ich bloß aus Deutschland gehört, daß Nachrichten statt telefoniert durchtelefoniert werden; aber was gilt's, morgen haben wir die Schmarotzerpflanze auch im Lande? Denn in unserm Zeitalter der geistigen Landesverteidigung haben wir es eilig, jede sprachliche Überlernheit, die ein Fazit im Reich erfindet, sogleich liebevoll bei uns aufzunehmen. Was will man mit dem Durch? Ursprünglich vielleicht wollte man damit andeuten, daß die Nachricht durch verschiedene Dertlichkeiten, Gegenden, Etappenstellen, Heeresbereiche, mit möglichen Hindernissen und Verzögerungen bei der Umleitung usw. hindurchgegeben wurde, zugleich auch, daß bei allem die Botschaft oder Forderung doch bis ans Ende durchdrang. Im Kriege nicht ganz sinnlos. Immer der Krieg, den wir im Frieden fortsetzen mit unsern politischen, sozialen und andern Fronten, unsern Schulungs- und sonstigen Lagern, unserm Durchhaltewillen, unsern Etappen, unserm Torpedieren (etwa mißliebiger Parteien, Bestrebungen, Errungenschaften), unserm Trommelfeuere (etwa von Beweisgründen) — immer die Kriegssprache! Was hat es für einen Sinn, die Anzeige der glücklichen Geburt eines gesunden Mädchens den Heidelberger Tanten durchzutelefonieren? Wäre es mit dem Weitergeben oder einfacherem Telefonieren nicht getan, verständlich, richtig?

Nein, es wäre nicht damit getan, denn die Durchtelefonisten, Einschächer, Anforderer und Auflockerer sind Leute, denen es immer drauf ankommt, die Dinge anders zu sagen, als man sie gestern sagte. Ich fürchte, daß diese Neuerungsfucht auch der eigentliche Grund sei, weshalb wir nicht aus der Fremdwörterei herauskommen. Allen Deutschsprachigen scheint das Neuern reizvoll zu sein, das Neuern, das dabei doch nur für einen einzigen, den ersten, der so sagt, persönliches Neuschaffen ist, für alle andern aber einfach Nachahmung ohne Prüfung des also angenommenen Neugutes auf seinen Wert. Eben das ist es, was man Mode nennt. Die Sprache aber sollte uns zu gut sein, um ein Tummelplatz leichten Modetreibens zu werden.

Blocher.

Schweizerdeutsch.*)

Was würden wir sagen, wenn ein Bundesfeierredner seine schriftdeutsche Ansprache so geschlossen hätte:

„Die Feuer haben wir ja des schlechten Wetters wegen nicht entzünden können, aber sie können doch, wenn sie auch nicht entzündet werden könnten, in uns die Kraft und den guten Willen zur tatkräftigen Mitarbeit im Dienst für Volk und Heimat erzeugen?“

Wäre das nicht ein Muster einer hochdeutschen Phrase, einer Zusammenstellung schöner Worte ohne Inhalt? Ein Feuer, das des Regens wegen gar nicht entzündet werden konnte, soll in uns einen Willen entzünden? Wie macht es das? (Man merkt: der Redner hatte sich auf besseres Wetter eingerichtet!). Nicht wahr, sowas wäre auf Schweizerdeutsch nicht möglich, eine solche Phrase? — Oha! Ein st. gallischer Regierungsrat hat das in seiner Rheintaler Mundart fertig gebracht mit den schönen Worten:

*) Die in Nr. 7/8 angekündigte Auseinandersetzung mit den Vorderrungen Prof. Dieths müssen wir auf die nächste Nummer verspäten.

„D'funfa ham mer jo wäga dem wiieschta Regajummtig nöd abbrenna ghöma, aber si ghöned doch, wenn si au nöd hend ghöma azjündt werda, i üs dia Kraft und de guet Willa erzüge zuer era tatkräftiga Mitarbeit im Dianscht für Volk und Heimat.“ („Volksfreind“ 3. 8. 37.)

Gewiß kommen in schriftdeutschen Reden und Predigten viele Phrasen vor. Wenn sich aber unsere Volksredner gewöhnen, ihre Ansprachen in Mundart zu halten, wie es ihnen die „Sproch-Biwegig“ dies Jahr ans Herz gelegt hat, so gewöhnen wir uns einfach an schweizerdeutsche Phrasen. Und das hätten wir unserm lieben Schweizerdeutsch gern erspart. Die Phrasenhaftigkeit liegt nicht in der Sprache, sondern im Menschen.

„Tragikomödie eines Mundartschwärmers“ möchte man nennen, was Otto von Geyerz im „Bund“ (23. Aug., Nr. 390) erzählt:

„Rettig liegt i der Erhäbig“.

„Die einzigi rettig für ds schwizerdütsch liegt im schriftliche gebrauch, i fir'r erhäbig zur schriftsprach vo'r alemannische Schwiz.“

So zu lesen in dem Werbeblatt Nr. 2 eines Vereins, der sich „Bund für ne noui schwizerortografi“ nennt und das Bär'sche Einheitsalemannisch befürwortet.

Aloß denn: die Rettung liegt im Gebrauch und in der Erhebung. Ein Abstraktum liegt in zwei andern. So recht nach dem Geiste der Mundart! Und diese neuen Schweizerwörter: Gebrauch und Erhäbig! In der Schweiz haben wir Bräuche, „Brüüch“, gewiß, aber ein „Gebrauch“ isch nit der Brünch, noch weniger eine „Erhäbig“. Und dann dieses „ligt“ (man sagt übrigens „lbt“), so angeschwunglos wie mögliech. Man mache bloß Ernst mit dem Wort und stelle sich eine Rettung vor, die liegt!

Der Satz, es tut mir leid es zu sagen, ist ein wahres Schulbeispiel für schlechtes Schweizerdeutsch. Statt einfach und klar zu sagen, was man meint — und das kann eben unsere Mundart, oft besser als die Schriftsprache — zwängt man den Gedanken in eine abstrakte Redensart (die Rettung liegt in...) und stopft die der Mundart gemäß zeitwördliche Fassung des Gedankens in drei dingwörtliche Begriffsnamen (Rettig, Gebrauch, Erhäbig).

Wenn ich den Satz in schlichtes Bernerdeutsch übertrage, so lautet er etwa so:

We me ds Schwizerdütsch rette wott, jo git's nunnen eis: me muess es schrime, nit numme rede; es muess di gschribni Sprach vo der ganze Schwiz wörde.

An den Inhalt dieses Spruches glaube ich zwar nicht, aber die Form wäre wenigstens berndeutsch. Und mich dünkt, die eifrigeren Befürworter der Mundart sollten mit dem guten, nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen. Sonst schaden sie der guten Sache, für die sie sich einsetzen. Sie müßten aber zuerst mundartlich denken lernen, ehe sie mundartlich schreiben wollen.

Zur Empfehlung.

Unser Sprachverein ist selber auf die Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit seiner Mitglieder angewiesen, und jede andere gemeinnützige Unternehmung bedeutet für ihn eine „Konkurrenz“, um so mehr, je näher verwandt sie seine eigenen Bestrebungen ist. Und doch können wir nicht anders, als unsere Mitglieder auf verwandte Bestrebungen hinzuweisen in der Hoffnung, dieser oder jener, der sich's leisten kann, werde auch noch dort helfen. So nennen wir einmal den Deutschscheizerischen Schulverein, der die deutschsprachigen Schulen im Tessin und im welschen Jura unterstützt. Er besitzt Ortsgruppen in Zürich und Basel. Die Basler Gruppe ist in den letzten Jahren dank eifriger und geschickter Werbetätigkeit zu einer stattlichen Schar herangewachsen und gibt vierteljährlich ein Blatt heraus vom Umfang des unsern; der Jahresbeitrag beträgt 3 Fr.; Anmeldungen sind zu richten an den Rechnungsführer Dr. Hermann Christ, Burgstraße 110, Riehen. Die Zürcher Gruppe will sich nun auch rühren; ihr Jahresbeitrag beträgt ebenfalls 3 Fr.; Anmeldungen nimmt entgegen der Schriftführer W. Ruoff, Vogelsangstraße 46, Zürich 6. Hoffentlich kommt auch bald eine Berner Gruppe zustande.